KBA 15920

Aus der Geschichte der bernischen Kirche

(Fortsetzung)

4. Niklaus Manuel Deutsch

An der Herrenfastnacht des Jahres 1523 führten Bürgersöhne an der Kreuzgasse in Bern ein Spiel auf, welches die öffentliche Meinung für die Reformation viel leichter gewann als alle Predigten und Dispute der Theologen. Acht Tage später, an der Bauernfastnacht, folgte ein zweites, das nicht weniger Eindruck machte. Die Spiele stammten von Niklaus Manuel Deutsch, dem Maler, Dichter und Staatsmann, der schon seinen Totentanz dazu benutzt hatte, kirchliche Mißstände zu kritisieren. Die Reformation nahm ihm den Pinsel aus der Hand

und gab ihm die Feder: er wußte sie so gut wie jenen zu führen. Das erste Spiel trägt den Titel

«Vom Papst und seiner Priesterschaft»

und entwirft in sieben Szenenfolgen ein erschütterndes Gemälde von der niedergehenden Kirche. Ein Toter, ein reicher Bauer, wird auf die Bühne getragen. Der Papst «Enchristelo» (Antichrist), der Kardinal «Wolfsmagen», der Bischof «Byßdschaft» und eine weitere Priesterschaft rühmen die Totenmessen und die Jahrzeiten, welche ihnen ein gutes Leben schaffen. Daher hat man das Stück auch die «Totenfresser» genannt. Aber schon deutet sich der Wandel an. Die Bauern halten mit den Gaben zurück und stellen den Zumutungen der Geistlichen das Evangelium entgegen. Der Buchdrucker, welche den gemeinen Mann

aufklären, werden immer mehr — der Teufel soll sie holen! Dann tritt ein kranker Armer auf, dem Pfaffen und Mönche das Almosen vorwegnehmen, so daß er sich nur noch des Himmels trösten kann. Ihm gesellt sich ein Edelmann zu, dessen Vorfahren ihr Gut der Kirche vermacht haben und der nun darben muß. In den frohlockenden, durch Kriegsleute und Dirnen erweiterten Kreis der Priesterschaft tritt ein Rhodiser Ritter und fleht dringlich um Hilfe für Rhodos, das sich gegen die Türken nicht mehr zu halten vermag. Der Papst aber schickt ihn mit leeren Händen weg. Der Türke spottet über die Christenheit. Nun tritt zu den Bauern, die der ganzen Szene zugeschaut haben, der Praedikant Lüpold Schüchnit (Haller), flucht dem Papst, den er nicht einmal für wert hält, der allergeringste Sauhirt zu sein. Es folgen Klagen über den Ablaßverkauf, der als Betrug entlarvt wird. Schließlich treten zwei einfache Fischer aus dem Hintergrund, Petrus und Paulus; sie betrachten befremdet den Papst und sind aufs höchste entrüstet, wie ihnen ein Höfling sagt, der hohe Herr habe von Petrus die Herrschaft geschenkt erhalten. Petrus behauptet, gar nie nach Rom gekommen zu sein und nichts von einer Schlüsselgewalt zu wissen. Jeder habe den Schlüssel zum Himmelreich selber! Beide Apostel können im Papst nur das «Widerspiel» Christi erkennen. Gott werde diese Schmach nicht ungestraft lassen!

Das zweite Spiel, schwächer als das erste und eigentlich nicht mehr als ein lebendes Bild,

«Von Papstes und Christi Gegensatz»

ließ auf der einen Seite Christus sehen mit der Dornenkrone, auf einer Eselin reitend, und auf der andern den Papst einherstolzieren. Diesem folgt der prächtigste Hofstaat, jenem dagegen eine Schar von Blinden, Lahmen und Kranken. Augenfälliger konnte der Gegensatz zwischen dem armen Leben Jesu und dem Glanz der Renaissancepäpste nicht dargestellt werden. Im Vordergrund stehen zwei Bauern, Niklaus Pflug und Ruedi Vogelnest, welche den Auftritt glossieren. Ohne viel Worte verstand das Volk diese Szene mit ihrer eindringlichen Symbolgewalt. Längst war auf diesen Gegensatz hingewiesen worden. Bernhard von Clairvaux hatte schon im 12. Jahrhundert an Papst Eugen III. geschrieben: «Man weiß nichts davon, daß Petrus einmal mit Edelsteinen geschmückt oder in seidenen Kleidern einhergegangen sei, auch war er nicht beladen mit Gold; ebensowenig ritt er auf einem weißen Zelter; nicht umgaben ihn Ritter, nicht umdrängten ihn Diener... Hierin bist du nicht Nachfolger des Petrus, sondern Konstantins.» Die Waldenser, Franz von Assisi, Wiclif und viele andere hatten das arme Leben Jesu und der Apostel dem reichen Papst entgegengestellt. Ohne Erfolg! In der Reformationszeit wurde der Gegensatz zu einem wirkungsvollen Agitationsmittel, und er ist es heute noch. Dagegen vermag die Ausflucht des Katholizismus, der Papst sei der Stellvertreter nicht des irdischen Jesus von Nazareth mit seiner Armut, sondern des erhöhten himmlischen Christus, des Weltherrschers, nicht aufzukommen.

Später, 1525, folgte das Spottgedicht «Der Ablaßkrämer» und 1528, unter dem Eindruck der folgenschweren Entscheidung und getragen von einem monumentalen, übermütigen Kraftgefühl, das poetisch beste, was Manuel geschaffen hat:

«Die Krankheit der Messe»

Der Papst erhält vom Kardinal die Kunde, die Messe liege, von ihren Bundesgenossen — den Totenämtern, Jahrzeiten und Opfern — im Stich gelassen, sterbenskrank darnieder. Er rät zu einer Fahrt nach Baden. Die wird aber als aussichtslos betrachtet, weil die Messe früher schon von einer Badenfahrt räudig heimkehrte und bald darauf noch schwindsüchtig wurde. Der Hohn auf die Disputation zu Baden, 1526, ist mit Händen zu greifen. Nun empfiehlt sie der Papst dem berühmten Doktor Rundeck — gemeint ist Eck von Ingolstadt, der Gegner Luthers — und dem Apotheker Heioho (Faber, eigentlich Heigerlin, der Vorkämpfer des alten Glaubens im Bistum Konstanz). Sie pflegen sie; aber der ausbrechende Schweiß ist nicht Zeichen der Besserung, sondern Zeichen des Todes. Der Puls steht still, die Füße erkalten. Umsonst versucht man sie am Fegfeuer zu erwärmen; die Bauern haben es mit Weihwasser ausgelöscht. Der Frühmesser, der den Herrgott holen soll, um ihr die Wegzehrung zu reichen, versagt. Der Kaplan findet kein heiliges Oel mehr, weil der Sigrist die Schuhe damit gesalbt hat. Keine Ampeln noch Kerzen lassen sich finden, um ihr durch das finstere Tal des Todes zu leuchten. Man zündet den Toten keine Lichter mehr an, bei Gott ist ewige Klarheit. Die Aerzte, nur noch in Sorge um ihr Honorar, machen sich eilig davon.

Der «Krankheit der Messe» folgte das «Testament der Messe», mehr nur eine mutwillige Schnurre, welche voll Hohn und Spott den Vertretern des alten Glaubens die Niederlage auf der Berner Disputation vorhält.

Die literarischen Werke Niklaus Manuels ergötzen mit ihrer Sprachgewalt und ihrem Erfindungsreichtum noch heute. Darüber tritt die Frage nach seinen Vorbildern in das zweite Glied zurück. Es ist aber auch nicht zu verkennen, daß sie schon dem Zeitalter des «Grobianismus» angehören, jener polternden und ungeschlachten Polemik, die hoffentlich niemand zurückwünschen wird. Sie hat in ihren letzten Auswirkungen, den Glaubenskriegen, dem Christentum auch viel mehr geschadet als genützt. Inmitten der ausgelassensten Stimmung, die z. B. auch im Gerichtsstück «Elsli Tragdenknaben» ihr überbordendes Wesen treibt, findet man aber immer wieder Töne schlichtester und tiefster Frömmigkeit. Die Gestalt des Bauern, der durchdrungen vom Evangelium, dem Liebhaber, welcher der Dirne das Eheversprechen nicht halten will, zuredet, sucht ihresgleichen in der zeitgenössischen Literatur. Er redet ihm mit so aufrichtiger und schlichter Frömmigkeit ans Herz, wie Christus sich der Sünder erbarmte, daß dieser sich schließlich freudig zur Heirat bereit erklärt. Alles löst sich in Minne und Zufriedenheit auf, mit Ausnahme der Advokaten, die sich um die erhofften Sporteln betrogen sehen.

Man hat Niklaus Manuel schon als den eigentlichen Reformator Berns bezeichnet. Das geht natürlich zu weit. Aber es ist nicht zu verkennen, daß er, wie übrigens auch noch andere Laien, die Entwicklung im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts in der Schweiz entscheidend beeinflußt hatten. Er wäre vielleicht auch der Mann gewesen, Zwinglis Kirchenpolitik energisch entgegenzutreten. Leider ist er schon 1530 gestorben, ein Verlust für die Schweiz nicht nur auf künstlerischem, sondern auch auf religiösem und kirchlichem Gebiet, dessen Ausmaß kaum zu ermessen ist.

K. Guggisberg.

(Fortsetzung folgt)